

## Entwicklungslinien feministischer Theorie im gesellschaftlichen Kontext

“We have to talk about liberating minds as well as liberating society.”

Angela Y. Davis

Herzlichen Dank für die Einladung, zum Thema Entwicklungslinien feministischer Theorie im gesellschaftlichen Kontext einen Vortrag zu halten. Ich freue mich hier zu sein, um zu dieser Veranstaltungsreihe beizutragen, und ganz besonders über das Interesse und Engagement von Studierenden, diese zu gestalten.

Der berühmte Ausspruch der US-amerikanischen Wissenschaftlerin, Schriftstellerin und Aktivistin Angela Davis bringt auf den Punkt, worum es in der feministischen Theorie eigentlich geht: *“We have to talk about liberating minds as well as liberating society”*. So ausdifferenziert die unterschiedlichen Ansätze inzwischen sind - feministische Theorie ist zu einem Ort vielfältigster disziplinärer, philosophischer, politischer und methodischer Perspektiven und Auseinandersetzungen geworden - so vereint jene, die sich an diesen Ort begeben der Wunsch und das Bemühen, Arrangements von Geschlechterhierarchien und sozialer Ungleichheit, Formen von Dominanz, Unterdrückung und Diskriminierung zu analysieren, aufzubrechen und zu verändern, in unserem Denken ebenso wie in gesellschaftlichen Strukturen – Welten, die nicht unabhängig voneinander existieren. Dieser politische Impetus – die Kritik am Status quo, der enge Zusammenhang zwischen wissenschaftlichem Interesse und politischer Praxis – kann als Definitionskriterium für feministische Theorie betrachtet werden, welche sie als kritische Theorie kennzeichnet und diese wissenschaftliche Strömung z.B. auch vom Begriff der „Geschlechterforschung“ unterscheidet, deren Definition sich zunächst einmal nur auf den Gegenstandsbereich der Analyse richtet (Becker-Schmidt & Knapp 2000).

Feministische Theorie ist heute eine vielstimmige, interdisziplinäre und kontroverse Landschaft. Entsprechend schwierig ist die Aufgabe, einen Überblick über die verschiedenen Entwicklungslinien im gesellschaftlichen Kontext zu geben. Eine Vielzahl an Einführungs- und Überblickswerken zeigt, dass dabei sehr unterschiedliche Schwerpunkte gesetzt werden können, z.B. nach der im englischsprachigen Raum verbreiteten Einteilung in Wellen („four waves of feminism“); nach theoretischen Zugängen wie Struktur-, Interaktions- und Diskurstheorie; entlang der Chronologie inhaltlicher Verschiebungen zentraler Konzepte wie z.B. „sex/gender“, „Patriarchat“ oder „Frauen“; oder der thematischen und disziplinären Entwicklung folgend, von der Frauen-, zur Männer- und zur Geschlechterforschung, mit Abzweigungen und Zufahrten der Gay, Lesbian und Queer Studies. (Entgegen der Ankündigung im Abstract habe ich mich entschieden, die disziplinäre Entwicklung nicht zentral zu setzen; ich beantworte im Anschluss an den Vortrag aber natürlich gerne noch Fragen dazu).

Wie auch immer, die Auswahl muss notwendig selektiv bleiben. Dieser Vortrag fokussiert auf die Entwicklung akademischer feministischer Theorie und zeichnet ihre zentralen theoretischen Strömungen im Rahmen der Frauen- und Geschlechterforschung im jeweiligen gesellschaftlichen

Kontext nach. Der rote Faden ist chronologisch angelegt, die Schwerpunkte liegen im deutschsprachigen und anglo-amerikanischen Sprachraum. Da sich akademische Theoriebildung nicht isoliert vollzieht, bewegen wir uns auch entlang der Entwicklung der politischen Frauen- und Emanzipationsbewegung.

Entstehung der Frauenforschung 1970er und 1980er Jahre:  
Kritik an Androzentrismus und Patriarchat

Beginnen wir unseren Rundgang mit den Anfängen der akademischen feministischen Theorie im Zuge der s.g. „zweiten Frauenbewegung“. Wir befinden uns in den 1970er Jahren, als die sozialpolitische 68er Bewegung das Postulat der Wissenschaft auf Allgemeingültigkeit, d.h. die Produktion objektiver Erkenntnisse, die ihren Geltungsbereich für alle Menschen, Lebensbereiche und –zusammenhänge beanspruchen, hinterfragte. Die Sicht von Angehörigen niedriger sozialer Schichten oder Perspektiven von Menschen auf ihr alltägliches Leben würde die Wissenschaft bis dato etwa nicht widerspiegeln. Die Frauenbewegung radikalisierte diese Kritik: statt objektiver Allgemeingültigkeit ist die Wissenschaft im Gegenteil von einer massiven androzentrischen Verzerrung geprägt. Frauen sind weder als Forscherinnen vertreten, noch finden ihre Lebensverhältnisse, Erfahrungen oder Geschichte Eingang in wissenschaftliche Forschungsfelder (Becker-Schmidt & Knapp 2000). Aus der fundamentalen Kritik am Androzentrismus, der männliche Perspektiven unreflektiert zur allgemeingültigen Norm erklärt und die Kategorie Geschlecht aus der Wissenschaft ausblendet, entwickelte sich der Anspruch, Leben und Leistungen von Frauen in Geschichte und Gegenwart in die Wissenschaft einzubringen und damit nicht nur weiße Flecken auf der Landkarte der Erkenntnis zu füllen. Wie feministische Forschung noch zeigen sollte, waren die weißen Flecken so zahlreich und von solchem Ausmaß, dass eine völlig neue Landschaft freigelegt und die gesamte Landkarte neu geschrieben werden musste (Klinger 1986).

Die Frauenforschung entstand und zog sukzessive in akademische Räumlichkeiten und disziplinäre Felder ein. Vom Beginn ihrer Institutionalisierung an verstand sie sich als reflexive Forschung, die um ihre eigene Bedingtheit durch gesellschaftliche Prozesse weiß und diese immer mitreflektiert (Hageman-White 1984a; Müller 1984, zit. nach Brück et al. 1997). Aus dem engen Zusammenhang zwischen Frauenbewegung und Frauenforschung entwickelte Maria Mies 1978 die berühmte Grundlagenprogrammatik, wonach Frauenforschung als Forschung von Frauen, für Frauen, über Frauen, unter Zugrundelegung des Prinzips der Betroffenheit mit Anspruch auf Parteilichkeit betrieben werden sollte. Damit war ein wichtiger Grundstein gelegt, denn nicht zuletzt bereitete die kritische Auseinandersetzung um die Postulate in den Folgejahren war richtungsweisend für die Weiterentwicklung feministischer Theorie, aber auch der Methodologie und Epistemologie in den Sozialwissenschaften allgemein (vgl. Behnke & Meuser 1999).

Eine weitere Landmarke früherer feministischer Theoriebildung stellte die Kritik am Patriarchat dar. Der Begriff bezeichnet ein System von Geschlechterbeziehungen, in welchen Männer dominant und Frauen systematisch untergeordnet sind, unterdrückt und ausgebeutet werden (Walby 1990). Während der Begriff des Patriarchats allein heute kaum noch herangezogen werden kann, um Geschlechterverhältnisse in westlichen Gesellschaften adäquat zu charakterisieren, stand er in den 1970er und 1980er Jahren einer anderen gesellschaftlichen, sozial- und geschlechterpolitischen Realität gegenüber. Bis weit ins zwanzigste Jahrhundert hinein legitimierten bürgerliche Gesetze – Familien-, Arbeits- und Eigentumsrecht - den männlichen Familienvorstand, der über den Einsatz der

Arbeitskraft der Ehefrau, ihre Geschäftsfähigkeit und Vertretung zu entscheiden haben und stellten Frauen damit in ein rechtlich abgesichertes materielles Abhängigkeitsverhältnis zu Männern (Hausen 1976, Beer 1990). Die Schlechterstellung von Frauen im Rahmen einer strukturell und symbolisch hierarchischen Geschlechterordnung wies im Vergleich zur heutigen Situation noch wesentlich eindeutiger Evidenz sowie explizitere sexistische Legitimationen der sozialen Ungleichheit auf. Die Betonung von Geschlechtsunterschieden, der unverhohlene Glaube an die Minderwertigkeit von Frauen relativ zu Männern und die Unterstützung hierarchischer Geschlechterrollen waren im gesellschaftlichen Diskurs noch weitgehend salonfähig (Glick & Fiske 1996, 2001; Eckes & Six-Materna 1998). Vor diesem Hintergrund werden Fragen und Forderungen nach der Gleichheit und der Gleichwertigkeit der Geschlechter theoretisch und politisch relevant – und mit diesen auch die Fragen nach der Existenz und Beschaffenheit von Geschlechterdifferenzen.

Die Debatten um Gleichheit und/oder Differenz: 1980er und frühe 1990er Jahre

Inwiefern gibt es nun nachweisbare Unterschiede zwischen Männern und Frauen? Wie werden diese durch Sozialisation, Geschlechterrollen, Kultur, unterschiedliche soziale Positionierungen, und den damit verbundenen Erfahrungen und Entwicklungspotentialen hergestellt? Diese Themen rückten bereits im Laufe der späten 1970er und der 1980er Jahre theoretisch und empirisch ins Zentrum der Debatten. Während die Gleichheitsperspektive soziale Benachteiligungen von Frauen in den Fokus stellte und eine konsequente Politik der Gleichstellung verfolgte, ging es der Differenzperspektive darum, das „Anderssein von Frauen“ ins Blickfeld zu nehmen und aufzuwerten (Positivierung des Weiblichen, z.B. „weibliche Führungskompetenz“, „weiblicher Technikzugang“, „weiblicher Programmierstil“, „weibliche Ethik“). An dieser Stelle muss angemerkt werden, dass die beiden Ansätze – wie auch die anderen theoretischen Strömungen, über die ich hier spreche – in sich natürlich wesentlich differenziertere Verzweigungen aufweisen, als im Rahmen dieses Vortrages dargestellt werden kann, so dass es sich vielmehr um „Gleichheits- bzw. Differenzperspektiven“ handelt. Im Versuch, die jeweiligen Kerncharakteristika der Debatten herauszuarbeiten, muss die Darstellung dennoch selektiv bleiben.

Die politische Strategie im Kontext der Gleichheit stellte auf Gleichberechtigung, Gleichbehandlung und Chancengleichheit von Frauen ab, auf gleichen Zugang zu Macht und Ressourcen und die Partizipation in allen gesellschaftlichen Bereichen, z.B. mittels Quotierung. Das ging den Vertreterinnen der Differenzperspektive nicht weit genug – oder besser, in die falsche Richtung: sie warnten davor, Frauen den Männern und männlichen Strukturen lediglich anzupassen. Einerseits wollten sie nicht „*die Hälfte des schimmligen Kuchens*“. Die Forderung nach Gleichheit und Gleichstellung innerhalb eines problematischen Systems bedeute, sich den Weg zu Kritik und Veränderungspotentialen gesellschaftlicher Verhältnisse zu versperren. Die Assimilation von Frauen an ein androzentrisch gewachsenes System führe gerade dazu, dass der männliche Maßstab, z.B. in Beruf, Öffentlichkeit und Lebensführung beibehalten werde. Auf der anderen Seite könne Benachteiligung mittels Gleichstellung gar nicht ausgeräumt werden. Vielmehr reproduziere die Gleichbehandlung von Gruppen mit ganz unterschiedlichen Voraussetzungen soziale Ungleichheit, z.B. wenn ein Pensionssystem alle gleichbehandelnd auf lebenslange und volle Erwerbstätigkeit aufbaut, die Frauen auf Grund der Verrichtung des Großteils der unbezahlten Arbeit meist nicht vorzuweisen haben. Oder berufliche Chancengleichheit, die unterschiedliche Bildungschancen ignoriert (von Felden 2003).

Es gelte also, die Eigenständigkeit weiblicher Lebenszusammenhänge anzuerkennen, kulturell aufzuwerten und zum Ausgangspunkt für neue Wege zu machen. Besonders in der italienischen (v.a. Mailänder Libreria delle donne, DIOTIMA) und französischen feministischen Theorie (v.a. in Anlehnung an Luce Irigaray) wurde das Modell einer weiblichen Gegengesellschaft entworfen und die Eigenständigkeit und die Besonderheit des Weiblichen betont. Der „weibliche Standpunkt“ wurde auch als epistemologische Kategorie, d.h. als Weg für wissenschaftliche Erkenntnis fruchtbar gemacht (z.B. Harding 1986, 1991). Die Gleichheitsvertreterinnen wiederum kritisierten, dass mit dem Differenzansatz Geschlechterunterschiede dramatisiert, ontologisiert und essentialisiert werden, was weder theoretisch, empirisch, noch politisch haltbar sei. Geschlechterdifferenzen würden zu anthropologischen Konstanten gemacht, gesellschaftliche bedingte Unterschiede zu Wesenseigenschaften essentialisiert – kurz: mit der Begehung und Betonung des Weiblichen könne die hierarchische Geschlechterordnung nicht überwunden werden, da traditionelle Differenzierungen und Zuschreibungen reproduziert und verfestigt würden.

Universalismus und Intersektionalität: ab 1990er Jahre

Es gab auch Kritik, die sich an beide Ansätze richtete, nämlich dass eine Homogenisierung von Frauen stattfinde. Frauen aus ganz unterschiedlichen gesellschaftlichen Zusammenhängen würden als Gruppe vereinheitlicht, und die Unterschiedlichkeit ihrer Erfahrungen, Identitäten und politischen Interessen ausgeblendet. Obwohl Geschlechterungleichheiten und Benachteiligung ein globales und innerhalb von Gesellschaften durchgängiges Phänomen sind, sind nicht alle Frauen im gleichen Ausmaß und in der gleichen Weise betroffen. Die bloße Zugehörigkeit zur Genusgruppe "Frauen" muss weder mit gleichen Erfahrungen, noch mit identischen Problemlagen verbunden sein. Vielmehr spielen Kontext und weitere Kategorien sozialer Ungleichheit wie Rasse, Klasse, Alter, sexuelle Orientierung, Behinderung, geografische Lage oder in neueren Zugängen auch Trans- und Intersexualität eine zentrale Rolle, die bisher in der wissenschaftlichen und politischen Kartografie der Geschlechterverhältnisse übergangen wurden.

Die US –amerikanische Juristin Kimberley Crenshaw prägte den Begriff "Intersektionalität" (1989) und die Metapher der Verkehrskreuzung um zu verdeutlichen, dass sich Machtwege entlang verschiedener Kategorien überlagern, kreuzen und überschneiden und Fragen sozialer Ungleichheit zwischen Frauen, in lokaler und globaler Perspektive, in den Blick genommen und thematisiert werden müssen. Den gesellschaftlichen Kontext des Intersektionalitätsansatzes stellte die multiethnische US amerikanische Gesellschaft der 1980er Jahre dar, in der sich eine zunehmende kulturelle Vielfalt an Stimmen innerhalb des feministischen und des postkolonialen Diskurses, der die Auswirkungen kolonialer Beherrschung auf unterschiedlichen Ebenen analysiert, entwickelte. Dieser gesellschaftspolitische Aufbruch beförderte eine multidisziplinäre wissenschaftliche Rezeption des Intersektionalitätskonzeptes. Die wesentlich raschere und breitere Entwicklung der Debatten im anglo-amerikanischen Sprachraum, v.a. in den USA, wurde nicht zuletzt von der identitätspolitisch ausgerichteten Minderheitenbewegung und dem Aufbruch von Strömungen wie „Black Feminism“ und „Postcolonial Theory“ getragen. Voraussetzungen, die im deutschsprachigen Raum so nicht gegeben waren; hier sollte Intersektionalität in der feministischen Theorie erst im Verlauf der 2000er Jahre seinen zentralen Platz einnehmen (Becker - Schmidt & Knapp 2000).

Feministische Theorie, die aus der Kritik am Androzentrismus entstanden war, sah sich nun ihrerseits mit der Kritik konfrontiert, dass sie die Lebenszusammenhänge, Erfahrungen und Perspektiven von

weißen Mittelschichtfrauen westlicher Industrienationen theoretisch und politisch universalisiert hatte. Mit der Leitkategorie "Frau" hätte sie unreflektiert eine Norm etabliert, die sich eigentlich nur auf einen bestimmten Typus Frau bezieht und nicht als allgemeingültig für alle Frauen erklärt werden kann.

Dies hatte weitreichende Konsequenzen auf mehreren Ebenen. Zunächst in theoretischer und empirischer Hinsicht, denn seit den 1990 bzw. 2000er Jahren wird in feministischer Forschung zunehmend nach Wechselwirkungen zwischen Geschlecht und anderen ungleichheitsgenerierenden Dimensionen gefragt. Noch stärker aber waren die Auswirkungen in politischer Hinsicht: Wenn die Basiskategorie für gemeinsame feministische Politik erschüttert ist, wie soll Frauensolidarität und politisches Handeln dann noch möglich sein? Bedeutet dies das Ende des Feminismus? Nicht notwendigerweise, denn die Abgrenzung zum Universalismus und Anerkennung intersektionaler Differenzen kann auch zum reflektierten Ausgangspunkt für solidarische Bündnisse gemacht werden.

Es gab seit den 1990er Jahren noch eine weitere theoretische Entwicklung, die feministische Diskurse mit Aufbruch- und Endzeitstimmung zugleich auflud, indem sie dessen Grundfesten erschütterte. Diesmal traf es das Konzept Geschlecht als Leitkategorie der inzwischen akademisch etablierten Geschlechterforschung: die Debatten um Soziale Konstruktion und diskurstheoretischen Dekonstruktivismus.

Soziale Konstruktion und Dekonstruktion: 1990er und 2000er Jahre

Im anglo-amerikanischen Sprachraum war es bereits Mitte der 1980er Jahre zu einem Perspektivenwechsel in der Geschlechterforschung gekommen: statt den gesellschaftlichen Ursachen und Folgen von „Geschlechtsunterschieden“ nachzugehen, wurden die grundlegenden Voraussetzungen der Unterscheidung zweier Geschlechter und der kulturellen Repräsentation von Geschlechterdifferenz zum Forschungsgegenstand gemacht. Anthropologische und historische Studien, die zeigten, dass es Gesellschaften mit mehr als zwei Geschlechtern gab (vgl. Lorber 2003), ethnologische Studien zur alltäglichen Konstruktion von Geschlecht in sozialen Interaktionen (Goffman 1978, Kessler & McKenna 1978) und zu Transsexualität (Garfinkel 1967) sowie die in den USA sich gerade formierenden Queer Studies führten zur Abkehr von der bis dahin fest verankerten Annahme, dass der biologische Dimorphismus, die körperliche Zweigeschlechtlichkeit selbst eine naturgegebene Tatsache sei (Becker-Schmidt & Knapp 2000).

Spätestens mit dem 1987 von West und Zimmermann vorgelegten Konzept des „doing gender“ ist Geschlecht nicht mehr etwas, das man einfach hat (weil es körperlich angeboren und sozial anerzogen ist) – sondern vielmehr etwas, das man aktiv tut. Individuen stellen Geschlecht in sozialen Interaktionen her. Weil sie sich dabei in einem kulturellen System der Zweigeschlechtlichkeit verorten und orientieren, tun sie dies in Form von Männlichkeit und Weiblichkeit, und reproduzieren im Modus des „doing gender“ zugleich auch die zweigeschlechtliche Ordnung, an deren Natürlichkeit sie glauben (Goffman 1978, Kessler & McKenna 1998, West & Zimmerman 1987). Doch die Geschlechterideologie ist wesentlich rigider, als die Biologie vorgibt – eine Erkenntnis, die sich zunehmend auch auf biologische Befunde stützen konnte (Fausto-Sterling 1985, 2000; Lorber 2003; aktuell vgl. auch Ainsworth 2015).

1992 verhalfen Wetterer und Gildemeister der sozialkonstruktivistischen Konzeption von Geschlecht auch im deutschsprachigen Raum zum Durchbruch. Wie stellen wir Zweigeschlechtlichkeit, Männlichkeit und Weiblichkeit in sozialen Interaktionen her? Was also tun wir, um Geschlecht zu konstruieren? Tun wir es immer und ist es unausweichlich es zu tun? Ist die soziale Konstruktion von Geschlecht nun ein omnirelevantes oder doch „nur“ ein omnipräsentes Phänomen? Wird Geschlecht notwendigerweise immer in Form von Hierarchien hergestellt? Oder ist ein „undoing gender“ möglich, in dem über Zweigeschlechtlichkeit und Hierarchie hinausgegangen wird? Diese Fragen fielen in der Tradition des Sozialkonstruktivismus von Berger und Luckmann (1969), der Ethnomethodologie, des Symbolischen Interaktionismus auf auch im deutschsprachigen Raum auf fruchtbaren Boden (vgl. u.a. Hagemann-White 1984, Hirschauer 1989, Wetterer 1992, Heintz & Nadai 1998).

#### Diskurstheoretischer Dekonstruktivismus

Zweigeschlechtlichkeit und die Natürlichkeit von Geschlecht wird Anfang der 1990er Jahre noch aus einer ganz anderen Richtung hinterfragt – oder besser – dekonstruiert, nämlich im linguistisch-philosophischen Ansatz von Judith Butler (1991, 2004). Dessen theoretische Herkunft liegt in Poststrukturalismus, welcher Sprache zentrale Bedeutung einräumt. Hegemoniale Diskurse, durch Normen und Zwänge geprägte Machtverhältnisse, kommen sprachlich zum Ausdruck und schaffen Wirklichkeit, indem sie benennen und menschliche Wahrnehmung wie Handeln rahmen, prägen und steuern. Butlers Konzept der Performativität ist in dieser philosophischen Tradition zu verstehen. Die Wirklichkeit von Geschlecht, i.S. von Zweigeschlechtlichkeit und heterosexuellen Geschlechtsidentitäten wird, inklusive der körperlichen Materialität, durch performative Wiederholung, durch iteratives Zitieren der Geschlechternormen hergestellt. Geschlecht, auch das Körpergeschlecht, ist also nichts Natürliches, sondern ein performativer Effekt von Wiederholungen. Einfach ausgedrückt: „Wer von der ersten Sekunde des eigenen Lebens zu hören bekommt, sie sei ein Mädchen, glaubt es auch und verhält sich irgendwann entsprechend“ (Degele 2008:106). Der Schlüssel für Veränderung liegt in der subversiven Wiederholung und Verschiebung der symbolischen Konnotationen von Weiblichkeit und Männlichkeit: wenn gender der Mechanismus ist, durch den Vorstellungen von Männlichkeit und Weiblichkeit produziert werden, dann könnte es auch der Mechanismus sein, durch den solche Vorstellungen dekonstruiert und denaturalisiert werden (Butler 2011:74).

Als Strategie politischer Praxis schlägt Butler, die sich selbst im Bereich der lesbian und queer politics mit der Kritik heteronormativer Sexualität engagiert, Kämpfe um die Definitionsmacht und Bedeutung von Begriffen vor (Bsp. Veränderung der Bedeutung des vormaligen Schmähbegriffs "schwul" durch seine offensive Verwendung seitens der Homosexuellen selbst). Auch Formen von Geschlechterparodie, wie z.B. Travestie, nennt sie als politische Praktiken.

Ihre Thesen zur Performanz von Geschlecht und Subversion als politischer Strategie stehen im Kontext einer schwul-lesbischen Emanzipationsbewegung im anglo-amerikanischen Sprachraum, in der auf eben diese Weise mit Geschlechterbedeutungen gespielt wird. Im deutschsprachigen Raum wurde ihre Arbeit v.a. in der kultur- und geisteswissenschaftlichen Geschlechterforschung aufgegriffen, während die sozialwissenschaften ihre Analyse zumindest teilweise kritisieren, sie bewege sich *"im geschichts- und empiriefreien Raum metatheoretischer Reflexion"* (Becker-Schmidt & Knapp, 2000:84). Jedenfalls hat sie in der Geschlechterforschung die Problematik feministischer

Identitätspolitik sowie den Zusammenhang zwischen Sex, Gender und Begehren in den Aufmerksamkeitsfokus von Debatten gerückt.

Dennoch, die Kritik von Aktivistinnen lautet, der akademische Feminismus habe sich mit seinen theoretischen Debatten in abstrakte Sphären zurückgezogen und den Anschluss an die feministische Bewegung verloren. Nehmen wir uns also nach dem langen Gang durch drei Jahrzehnte feministischer Theoriebildung eine kurze Pause um zu betrachten, wie sich der gesellschaftliche Kontext und die Geschlechterverhältnisse inzwischen entwickelt haben.

#### Gesellschaftlicher Kontext 1990er Jahre/2000er Jahre

Hier führte der Weg von der rechtlich abgesicherten Abhängigkeit von Frauen zur Etablierung formal rechtlicher Gleichstellung. Auch die gesellschaftlichen Normen haben sich verschoben, von der offenen Geringschätzung des Weiblichen zu den demokratischen Idealen der Gleichwertigkeit, Gleichberechtigung und Chancengleichheit. Die Frauenbewegung hat eigene politische Institutionen und damit Lobby und stärkere Repräsentation hervorgebracht. Mit der verpflichtenden Implementierung von Gender Mainstreaming in der Europäischen Union wurde Gleichstellungspolitik institutionalisiert. Einer der größten Erfolge der Frauenbewegung liegt in der gesteigerten Integration der jüngeren Generation in Bildungs- und Erwerbsprozesse.

Aber dennoch, die Entwicklung ist von Widersprüchen gekennzeichnet: Die hohen Qualifikationen von Frauen können am Arbeitsmarkt vielfach nicht umgesetzt werden. Horizontale und vertikale Geschlechtersegregation sowie die Einkommensschere bleiben weiterhin signifikante Symptome. Im modernisierten Familiennährermodell, das in den meisten europäischen Staaten und besonders im dt. sprachigen Raum dominiert, stellen Männern das Haupterwerbseinkommen, während Frauen in Teilzeit beschäftigt sind und immer noch den überwältigend größeren Anteil an unbezahlter Arbeit verrichten. Sie sind häufiger von Armut betroffen, verfügen über weniger Besitz und haben weniger Zugang zu Macht und Ressourcen – v.a., in globaler Perspektive. In den westlichen Gesellschaften führt auch beruflicher und ökonomischer Erfolg von Frauen nicht zu einer gerechteren Verteilung der unbezahlten Arbeit zwischen den Geschlechtern, sondern vielfach zu größerer sozialer Ungleichheit zwischen Frauen, wenn diese an meist migrantische Haushaltshilfen ausgelagert wird. Wie lässt sich das alles erklären? War der Feminismus nun erfolgreich oder ist er, um mit Angelika Wetterer (2013) zu sprechen, erfolgreich gescheitert?

#### 1990er und 2000er Jahre: Rhetorische Modernisierung

Es sind v.a. zwei Ansätze feministischer Theorie, die diesen Widersprüchen nachgehen. Im deutschsprachigen Raum hat Wetterer in sozialkonstruktivistischer Tradition mit dem Konzept der rhetorischen Modernisierung (2003, 2005) bereits früh darauf hingewiesen, dass es einerseits ein rhetorisches Bekenntnis zu Gleichberechtigung und Selbstbestimmung gibt, die Leitbilder der Frauenbewegung und Emanzipation darstellen. Andererseits werden zugleich in privaten Paarbeziehungen traditionelle Arbeitsteilungen fortgesetzt. Dies lässt sich besonders im individualisierten Lebensmilieu junger und gebildeter Menschen beobachten. Aber nicht nur dort, auch in öffentlichen Bereichen, Berufen, Organisationen, Politik - werden alte Geschlechterhierarchien fortgeschrieben. Die Logik des Neoliberalismus, der soziale Verhältnisse individualisiert, positioniert die Idee der Selbstbestimmung neu, als Normativ –

Geschlechterhierarchien und traditionelle Arbeitsteilungen werden nun nicht mehr auf das Patriarchat zurück geführt, sondern auf freie Entscheidungen und individuelle Wahl. Noch prägnanter hat dies Angela McRobbie (2010) aus kulturtheoretischer Perspektive formuliert.

2010er Jahre: Postfeminismus und „Neuer Feminismus“

Die Britische Soziologin und Kulturwissenschaftlerin legte mit der These des "Postfeminismus" eine treffende Zeitdiagnose vor. Elemente von Feminismus wurden aufgegriffen und spürbar in das politische Leben einer Reihe von Institutionen integriert. Medien, Populärkultur und Politik offerieren jungen Frauen heute einen neuen, neoliberalen Geschlechtervertrag, der rhetorische Gleichheit anbietet, die in Bildungs- und Beschäftigungschancen sowie den Möglichkeiten der Teilhabe an Konsumkultur und Bürgergesellschaft zum Ausdruck kommt. Dabei werden Elemente des feministischen Diskurses aufgegriffen, insbesondere "Wahlfreiheit" („choice“) und "Ermächtigung" („empowerment“), die auf aggressive Weise mit dem Ziel verbreitet werden, das Entstehen einer neuen Frauenbewegung zu unterbinden. Insofern wird der Feminismus instrumentalisiert, um ihn für obsolet zu erklären (McRobbie 2010:17).

Postfeminismus ist also eine Art Antifeminismus, der paradoxerweise auf der Annahme beruht, dem Feminismus sei bereits Rechnung getragen worden. Was zunächst nach Verschwörungstheorie klingen mag, entpuppt sich als empirisch fundierte und durchaus treffende Diagnose. Die antifeministische Bestärkung weiblicher Individualisierung (ebd.: 37) funktioniert - die meisten Frauen haben heute ein gewisses Gender Bewusstsein, zugleich desidentifizieren und distanzieren sie sich von Feminismus. Dieser wird in öffentlichen Diskursen der alten Frauenbewegung zugerechnet und für überholt erklärt - ein Schreckgespenst in lila Latzhosen, das die Unfähigkeit, das eigene Leben erfolgreich zu gestalten in eine männerhassende Opferperspektive kanalisiert.

Der neue Geschlechtervertrag verändert freilich weniger soziale Ungleichheit im Geschlechterverhältnis, als er sie zwischen Frauen vergrößert. Ein Versprechen für alle, das nur für „erfolgreiche Frauen“ eingelöst wird, während das Scheitern gesellschaftlich Unterprivilegierter – wie Frauen aus niedrigen sozialen Schichten, nicht weißen ethnischen Gruppen - als individuelles Versagen im Lichte von Wahlfreiheit, Leistungsbereitschaft und Chancengleichheit stigmatisiert wird, was das Aufkommen von Solidarität und politisch aktivem Feminismus verhindere. McRobbie schreibt dabei auch der „Selbstdemontage“ des akademischen Feminismus eine Mitverantwortung zu. Die Situation mag im deutschsprachigen Raum auf den ersten Blick anders erscheinen, wird hier doch seit einiger Zeit in diversen Publikationen und Medien ein „Neuer Feminismus“ gefordert. Die nähere Betrachtung von „Alphamädchen“ und Konsortinnen enthüllt jedoch dieselbe Paradoxie, dass vorgeblich feministische Leitbilder vertreten, Feminismus aber zugleich abgelehnt wird (Scharff 2013).

Die postfeministischen Diagnosen beziehen sich weitgehend auf die Felder der Populärkultur und des politischen Mainstreams. Neoliberaler Feminismus ist aber auch im akademischen Feld verbreitet, wo er sich z.B. in Forschungsperspektiven einschreibt und die Vermessung von Geschlechterverhältnissen der Verwertungslogik akademischer Journals unterwirft, ohne Erkenntnis mit einer politischen Praxis verbinden zu wollen.



Ich möchte Sie aber nicht in eine postfeministische Depression entlassen. Es gibt wohl kaum eine Bewegung ohne Gegenbewegung. Feministische Theorie und Praxis sind trotz theoretischer Erschütterungen und antifeministischem Mainstream keineswegs obsolet geworden, sie sind nach wie vor produktiv und lebendig. Die Achsen sozialer Ungleichheit sind vielleicht komplexer und undurchsichtiger, und die Landschaft feministischer Theorie ein kompliziertes Geflecht aus neuen Wegen, alten Gabelungen, versteckten Abkürzungen und ungewissen Kreuzungspunkten. Aber der Gang Richtung Erkenntnis und Emanzipation war wohl kaum je ein geradlinig- kontinuierlicher Fortschritt. Es sind paradoxerweise die Brüche und Abgründe, die den Bau von Brücken ebenso notwendig machen wie ermöglichen.

In der feministischen Theorie ist ein wichtiges Element, das sie Brüche und Abgründe überwinden lässt, ihr reflexiver Zugang und das „*dig where you stand*“, die kontinuierliche kritische Auseinandersetzung mit den eigenen Forschungsfeldern, Perspektiven und Praktiken, ihren Kontextbedingungen, theoretischen Grundlagen, und politischen Konsequenzen im Wunsch und im Bemühen, Arrangements von Geschlechterhierarchien und sozialer Ungleichheit, Formen von Dominanz, Unterdrückung und Diskriminierung zu analysieren, aufzubrechen und zu verändern, in unserem Denken ebenso wie in gesellschaftlichen Strukturen – Welten, die nicht unabhängig voneinander existieren. In diesem Sinne Danke ich für die Aufmerksamkeit und lade Sie herzlich ein, Fragen zu stellen, Kritik einzubringen und die Diskussion zu eröffnen. Let's talk about liberating minds as well as liberating society.

## Literatur

- Ainsworth, C. (2015): Sex Redefined. In: Nature Vol. 518, pp.288 – 291.
- Beer, U. (1990): Geschlecht, Struktur, Geschichte. Soziale Konstituierung des Geschlechterverhältnisses. Frankfurt a.M./New York.
- Becker-Schmidt, R.; Knapp, G.-A. (2000): Feministische Theorien zur Einführung. Dresden: Junius Verlag.
- Behnke, C.; Meuser, M. (1999): Geschlechterforschung und qualitative Methoden, Opladen: Leske + Budrich.
- Berger, P. L.; Luckmann, T.(1966): The Social Construction of Reality. New York: Doubleday.
- Brück, B.; Kahlert, H.; Krüll, M. et al. (1997): Feministische Soziologie. Eine Einführung. Frankfurt/New York: Campus Verlag.
- Butler, J. (1990): Gender Trouble. New York/London: Routledge.
- Butler, J. (2004): Undoing Gender. New York/London: Routledge.
- Butler, J. (2011): Die Macht der Geschlechternormen und die Grenzen des Menschlichen. Suhrkamp Verlag.
- Crenshaw, K. (1989): Demarginalizing the Intersection of Race and Sex: A Black Feminist Critique of Antidiscrimination Doctrine. In: The University of Chicago Legal Forum, pp. 139-167.
- Degele, N. (2008): Gender/Queer Studies. Eine Einführung. Paderborn: Wilhelm Fink Verlag.
- Eckes, T.; Six-Materna, I. (1998): Leugnung von Diskriminierung: Eine Skala zur Erfassung des modernen Sexismus. In: Zeitschrift für Sozialpsychologie Vol. 29 (3), 224-238.
- Fausto-Sterling, A. (1985): Myths of Gender: Biological Theories about Women and Men. New York.

- Fausto-Sterling, A. (2000): *Sexing the Body. Gender Politics and the Construction of Sexuality*. New York: Basic Books.
- von Felden, H. (2003): *Bildung und Geschlecht zwischen Moderne und Postmoderne*. Opladen: Leske+Budrich.
- Garfinkel, H. (1967): *Studies in Ethnomethodology*. Cambridge: University Press.
- Gildemeister, R.; Wetterer, A. (1992): *Wie Geschlechter gemacht werden. Die soziale Konstruktion der Zweigeschlechtlichkeit und ihre Reifizierung in der Frauenforschung*. In: Knapp, G.-A.; Wetterer, A. (Hg.): *Traditionen Brüche. Entwicklungen feministischer Theorie*. Freiburg: Kore Verlag, 201 – 254.
- Glick, P.; Fiske, S.T. (1996): *The Ambivalent Sexism Inventory: Differentiating Hostile and Benevolent Sexism*. In: *Journal of Personality and Social Psychology* Vol. 70 (3), 491-512.
- Glick, P.; Fiske, S. T. (2001): *An Ambivalent Alliance. Hostile and Benevolent Sexism as Complementary Justifications for Gender Inequality*. In: *American Psychologist* Vol. 56 (2), 109-118.
- Goffman, E. (1994, zuerst 1978): *Das Arrangement der Geschlechter*. In: Ders.: *Interaktion und Geschlecht*. Frankfurt a. Main/ New York: Campus, S. 105-158.
- Hagemann-White, C. (1984): *Sozialisation: Weiblich – männlich?* Opladen: Leske + Budrich
- Harding, S. (1986): *The Science Question in Feminism*. New York: Cornell University Press.
- Harding, S. (1991): *Whose Science? Whose Knowledge? Thinking from Women's Lives*. Ithaca, NY: Cornell University Press.
- Hausen, K. (1976): *Die Polarisierung der „Geschlechtscharaktere“ – Eine Spiegelung der Dissoziation von Erwerbs- und Familienleben*. In: Conze, W. (Hg.): *Sozialgeschichte der Familie in der Neuzeit Europas*. Stuttgart: Klett, S363 – 393.
- Hausen, K.; Nowotny, H. (1986, Hg.): *Wie männlich ist die Wissenschaft?* Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Heintz, B.; Nadai E. (1998): *Geschlecht und Kontext. De-Institutionalisierungsprozesse und geschlechtliche Differenzierung*. In: *Zeitschrift für Soziologie*, Heft 3/19, S. 573-588.
- Hirschauer, S. (1989): *Die interaktive Konstruktion von Geschlechtszugehörigkeit*. In: *Zeitschrift für Soziologie*, Heft 2/18, S. 100-118.
- Irigaray, L. (1974): *Speculum. De l'autre femme*. Paris: Minuit
- Kessler, S.J.; McKenna, W. (1978): *Gender. An ethnomethodological approach*. New York: Wiley & Sons.
- Klinger, C. (1986): *Das Bild der Frau in der Philosophie und die Reflexion von Frauen auf die Philosophie*. In: Hausen, K.; Nowotny, H. (Hg.): *Wie männlich ist die Wissenschaft?* Frankfurt a. M.: Suhrkamp, S 62-84
- Knapp, G.-A. (2012): *Im Widerstreit. Feministische Theorien in Bewegung*. Wiesbaden: Springer VS.
- Knapp, G.-A. (2004): *Gleichheit, Differenz, Dekonstruktion. Vom Nutzen theoretischer Ansätze der Frauen- und Geschlechterforschung für die Praxis*. In: Krell, G. (Hg.): *Chancengleichheit durch Personalpolitik. Gleichstellung von Frauen und Männern in Unternehmen und Verwaltungen. Rechtliche Regelungen – Problemanalysen – Lösungen*. Wiesbaden: Gaberl Verlag, S 151 – 159
- Knapp, G.-A.; Wetterer, A. (1992, Hg.): *Traditionen Brüche*. Freiburg: Kore Verlag.
- Lorber, J. (2003): *Gender-Paradoxien*. 2. Aufl., Opladen: Leske + Budrich.
- McRobbie, A. (2010): *Top Girls. Feminismus und der Aufstieg des neoliberalen Geschlechterregimes*. Wiesbaden: Springer VS.

- Mies, M. (1978): Methodische Postulate zur Frauenforschung. In: Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis, Vol. 1, S 41-63
- Scharff, C. (2014): Schröder versus Schwarzer? In: Feminist Media Studies, Vol. 14 (5): 837-852
- Walby, S. (1990): Theorizing Patriarchy. Oxford UK, Cambridge USA: Blackwell.
- West, C; Fenstermaker, S. (1995): Doing Difference. In: Gender and Society, Vol. 9 (1): 8-37.
- West, C.; Zimmermann, D. (1987): Doing Gender. In: Gender & Society Vol. 1, 125-151.
- Wetterer, A. (2013): Das erfolgreiche Scheitern feministischer Kritik. Rhetorische Modernisierung, symbolische Gewalt und die Reproduktion männlicher Herrschaft. In: Appelt, E.; Aulenbacher, B.; Wetterer, A. (Hg.): Gesellschaft. Feministische Krisendiagnosen. Münster: Westfälisches Dampfboot, S. 246 – 266.
- Wetterer, A. (2003): Rhetorische Modernisierung. Das Verschwinden der Ungleichheit aus dem zeitgenössischen Differenzwissen. In: Knapp, G.-A.; Wetterer, A. (Hg.): Achsen der Differenz. Gesellschaftstheorie und feministische Kritik 2. Münster, S. 285-319.
- Wetterer, A. (2005): Rhetorische Modernisierung und institutionelle Reflexivität: Die Diskrepanz zwischen Alltagswissen und Alltagspraxis in arbeitsteiligen Geschlechterarrangements. In: Freiburger Frauenstudien 15, S 75-96.
- Wetterer, A. (1992, Hg.): Profession und Geschlecht. Über die Marginalität von Frauen in hochqualifizierten Berufen. Frankfurt/M., New York: Campus